

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Gott vergelt's

[urn:nbn:de:bsz:31-156991](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-156991)

die gerade ausreichten, um ihn nothdürftig zu erhalten. Da wohnte in demselben Hause in dem Stübchen neben ihm die Wittwe Duillont. Sie war 60 Jahre alt, eine redliche Seele, die viel erfahren und viel gelitten hatte. Von zwölf Kindern, die sie gehabt hatte, war ihr nur noch eins übrig geblieben, als der unerbittliche Tod ihr auch den Gatten raubte und sie in's Elend stürzte. Es war ihr nicht einmal so viel geblieben, um ihren Sohn ordentlich erziehen und ein Handwerk lernen zu lassen. Das hörte der Scheerenschleifer, und der gute Mann, der kaum für sich mit Dem, was er täglich verdiente, sein Auskommen hatte, konnte das Unglück der Frau und die Hilfslosigkeit des Sohns nicht unthätig mit ansehen. Er ließ der Frau von Zeit zu Zeit eine kleine Unterstützung zuschießen, und die Wittwe suchte wieder durch freundliche Aufmerksamkeit für des Scheerenschleifers kleine Bedürfnisse ihre innige Erkenntlichkeit auszudrücken.

Da ward die arme Wittwe krank. Ein Schlaganfall hatte ihre Glieder gelähmt, und die Kranke konnte sich nicht von der Stelle rühren. Schon wollte man sie in's Spital schaffen, da legte sich Bonafor in's Mittel und brachte willig die größten Opfer, daß die Kranke in ihrem eigenen Stübchen verpflegt werden konnte.

Keinen Tag ging er aus, ohne erst bei seiner Frau Nachbarin sich erkundigt zu haben, wie sie geschlafen und wie es ihr gehe, und es war das ziemlich die einzige Freude für die Kranke, wenn des Morgens die Thür aufging und des Scheerenschleifers freundliches Gesicht hereinschaute, worauf er gewöhnlich mit sammt seinem Schleifkasten auf dem Rücken hereinkam und heute ein Brod, morgen ein Kleidungsstück für den Jungen brachte.

„Aber, Nachbar, sagte dann die Kranke abwehrend, wie kann ich Euch das je wieder vergelten? Ihr darbt es Euch ja selbst ab.“

„Habt keine Angst, Frau Nachbarin, entgegnete dann der ehrliche Scheerenschleifer, unsereins braucht wenig, so lange man gesund ist. Verzeht's gesund. Und braucht der Bursche da keine neuen Hosen? He? Sucht nicht der Fleischer überall heraus?“

Dagegen war freilich nichts einzuwenden; die arme Wittwe drückte dem Helfer in der Noth dankbar die Hand und wischte sich die Thränen aus den Augen.

„Gott vergelt's Euch, Bonafor, Gott vergelt's Euch.“

„Ja und was ich noch sagen wollte, fuhr der ehrliche Schleifer fort, so mögt Ihr bald dafür sorgen, daß dem guten Burschen da die neuen Beinleider zurechtgemacht werden; ich habe da einen guten Freund, den Pfannenschmied, der will mir zu Liebe den Jungen umsonst in die Lehre nehmen.“

Neue Freude und neuer Dank, und als der Scheerenschleifer Abschied nimmt, will's der Kranken, auf ihren Stuhl gebannten Frau fast das Herz abdrücken, daß sie den biedern, treuherzigen Nachbar nicht bis zur Thür geleiten kann.

Und das that der arme Scheerenschleifer nicht einen Tag, nicht eine Woche, nein, mehrere Jahre lang gab er, ohne zu murren, regelmäßig einen Theil seines kargen Tagelohns, um die arme Nachbarin zu unterstützen, bis der Sohn herangewachsen war und die Sohnespflicht die Pflege und Unterstützung selbst übernehmen konnte.

Man erzählt es mit Pomp in den Zeitungen, wenn ein Millionär hundert Thaler einem Armen schenkt, wenn ein Fürstenkind dem Bettler auf der Straße seine Börse ausschüttet; meint ihr, daß der edle Scheerenschleifer Anton Bonafor minder werth sei, genannt und geachtet zu werden? Seine edle Aufopferung ward auch der Französischen Akademie bekannt und der Tugendpreis der Monthyon-Stiftung ausgetheilt an: Anton Bonafor, den Scheerenschleifer.

Gott vergelt's.



Im Kamin brannte ein lustiges Feuer und warf sein rothes Licht auf die hübschen Geräthe einer freundlichen Bauernstube. Es sah Alles so nett und rein darin aus, daß es Vergnügen gewährte, hinein zu schauen. Es schaute auch Jemand hinein; draußen vor dem Fenster stand ein alter Mann, ein Bettler, der hatte sein faltiges Gesicht gegen die Scheiben gelehnt und sein Blick ruhte auf einer jungen Frau, die vor einem Spinnrade am Kamine saß. Die junge Frau sah auch nett und rein aus, wie alle Geräthe ihrer Stube, man wußte gleich, wenn man sie ansah, daß sie hier Herrin war, sie mochte Unordnung und Schmutz weder an ihrem Körper noch in ihrer Umgebung leiden. Wenn man so die Keilichkeit überall hervorleuchten sieht, so wird Einem ganz behaglich und heiter zu Muth. War denn aber die Frau auch heiter, welche diesen behaglichen Eindruck machte? Sie war es nicht, sie saß vor ihrem Spinnrade, aber es stand still, das Rad drehte sich nicht und der Flachs bildete sich nicht zu Garn unter fleißigen Händen. Die Hände, welche sonst arbeiteten, waren gegen die Augen gedrückt, die junge Frau weinte. Warum weinte sie? Ja, auch Leute, die wohlhabend sind, haben Kummer! Der alte Bettler draußen dachte: Wie herrlich muß es da drinnen im warmen Stübchen sein! Und er hatte recht, denn es war herrlich warm und behaglich darin. Aber was mag nur der jungen Frau fehlen? dachte der Bettler weiter. Ob sie mich hereinlassen, ob sie mir ihren Kummer mittheilen möchte? Er klopfte an die Scheiben, die Frau blickte auf, und als sie den Bettler bemerkte, erhob sie sich, öffnete die Thür und rief ihn in die Stube. „Setzt Euch auf meinen Schemel, sagte sie freundlich, wärmt Euch, Ihr seid wohl recht erfroren, altes Väterchen? So, macht es Euch bequem, legt nur den Hut und Stock fort, ich will Euch ein Töpfchen Suppe wärmen, mein Mann hat das Frühstück heute stehen lassen, das könnt ihr essen.“ Sie ging geschäftig an einen Schrank, wo die übriggebliebene Frühstückssuppe aufbewahrt war, und stellte sie an das Feuer, dann schnitt sie ein Stück Brod ab und reichte es dem Greise. „Seid Ihr weit her, Väterchen? fragte sie, indem sie sich ihm gegenüber auf eine Bank setzte, Ihr seid gewiß recht müde, recht schwach?“

„Ja freilich, müde und schwach, erwiderte der Greis, wenn man so 80 Jahre mit Sturm und Kälte, mit Hitze und Hungernoth, mit Krieg und Krankheit im Kampfe gewesen ist, dann kann man wohl müde sein. Ja, ja, gute Frau, ich bin müde, lebensmüde, ich hoffe von einem Tage zum andern, der Herr wird mich erlösen.“

„Sterben möchtet Ihr? fragte die Frau, sonderbar, da hättet Ihr wohl gern an der Stelle meiner Gretchen sein mögen, die wir letzten Sonntag auf den Kirchhof getragen haben. Ach, mein Herzgen-Gretchen, es hat nur vier Jahre leben dürfen!“

„Also um Euer Kind weinet Ihr vorhin? sagte der Bettler theilnehmend. Es mag traurig sein, ein Kind in den Sarg zu legen; aber, gute Frau, bedenkt, es ist wohl aufgehoben bei dem Vater, der es gegeben und genommen hat! Wißt Ihr, junge Frau, ich bin so weit gekommen, daß ich Jeden glücklich preise, der überwunden hat. Das Leben ist für Viele recht schwer zu tragen; wer weiß denn, wie vielem Schmerz so ein kleines verstorbenes Kindchen aus dem Wege gegangen ist! Da kam ich einmal vor Jahren in das Haus eines Tagelöhners, gerade als ihm das sechste Kind geboren war. Das war ein Jammer! fünf Kinder standen um den Vater herum und schrieten um Brod und der kleine Wurm lag auf dem Strohsack neben seiner weinenden Mutter, und sie drückte ihn an das Herz und sagte: Ach, Herr Gott! mit meinen Thränen kann ich die Kinder nicht groß ziehen! — Es war ein schrecklicher Anblick! Doch hört weiter. Nach mehreren Jahren kam ich wieder in das Städtchen: ich dachte an den armen Tagelöhner mit sechs Kindern, und ging in das bekannte Häuschen, da lag die Frau auf ihren Knien vor einer alten zerbrochenen Wiege, in der Wiege ein sterbendes Kind, es war ihr jüngstes. Sie hatte es mit Schmerz und Sorge begrüßt, als es geboren war, und nun wollte sie es doch nicht hingeben, sie betete laut und weinte und rang die Hände. Der Herr hat ihr Gebet erhört, das Kind wurde gesund! — Nach einer Reihe von Jahren kam ich abermals in das Städtchen. Als ich über die Straße ging zur Hütte des Tagelöhners, hörte ich den Ruf: Haltet den Dieb, haltet den Dieb! und eine Menge Menschen liefen hinter einem jungen Menschen her, der gestohlen hatte. Ich ging in die Hütte. Bläß wie eine Leiche saß der Tagelöhner da, sein Haar war grau, seine Hände zitterten. Die Frau hing an seinem Halse und schluchzte. Ach, wenn er doch damals gestorben wäre! rief sie jammernnd, da wäre er ein reiner Engel bei Gott! — Die armen Eltern! — Der Dieb war ihr jüngstes, ihr sechstes Kind!“

Der Bettler schwieg, seine junge Zuhörerin schwieg auch, sie erhob sich still, goß die gewärmte Suppe auf einen Teller und gab sie dem Greise. Als er gegessen hatte, stand er auf, um weiter zu gehen, er drückte seiner freundlichen Wirthin die Hand und sagte: „Ich danke, ihr habt mich gestärkt durch Speise, Ihr habt mich erwärmt, Gott vergelt's!“

„Das Danken ist an mir, erwiderte die Frau und drückte des Bettlers Hand mit Innigkeit; Ihr habt mich gestärkt, aber durch Himmelspeise, Ihr habt mir das Herz erwärmt. Jetzt weiß ich's, wie wohl meinem Gretchen bei Gott ist, Ihr habt mir es klar gemacht in der Seele. Gott vergelt's!“

Perrin und Lucie.

Nicht weit von der Stadt Vitre in Frankreich lebte ein armer Jüngling, Namens Perrin. Vater und Mutter waren gestorben und der Jüngling war in Dienste getreten bei einem reichen Pächter. Er hatte nichts als seine Hände, einen offenen Kopf und ein redliches Herz; genug, um mit Ehren durch die Welt zu kommen. Dabei hatte er ein heiteres Gemüth, und wenn er Sonntags unter der Linde mit des Nachbarn hübscher Tochter, Lucie, sich im lustigen Tanze schwenkte, konnte kein Mensch glücklicher sein als unser Perrin. Ein Dienstbote kann aber nicht immer Dienstbote bleiben, und als Perrin sich nach einigen Jahren eine kleine Summe Geldes an seinem Lohne erspart hatte, mit welcher er einen eigenen Hausstand zu begründen hoffte, ging er spornstreichs zu dem Nachbar, der die hübsche Tochter hatte, und fragte ihn, ob er ihm seine Lucie zur Frau geben wollte. Der machte große Augen, besah sich den Jüngling vom Kopfe bis zu den Füßen und sagte trocken: „Meine Tochter muß einen reichen Mann bekommen, und wenn du einmal reich bist, Perrin, dann kannst du wieder nachfragen.“

Betrübt schlich der arme Perrin von dannen, seiner Lucie entgegen, die auf dem Jahrmärkte in Vitre gewesen war. Un-

weit des Dorfes auf der Landstraße begegneten sich Beide; Perrin berichtete, welchen trostlosen Bescheid er von Luciens Vater erhalten, und Beide standen rathlos da und schauten traurig zur Erde.

„Ach, Lucie, sagte Perrin, warum bin ich kein reicher Mann?“

Unterdessen war es Nacht geworden und Beide mußten eilen, wieder in's Dorf zu gelangen. In der Eile that Perrin einen Fehltritt und fällt in den Straßengraben. Rasch eilt er, sich wieder aufzurichten; da kommt ihm ein schwerer, fremdartiger Gegenstand in die Hände. Neugierig ergreift er ihn; aber in der Finsterniß läßt sich nichts unterscheiden. Da brennt ein Quecksilber auf dem nächsten Felde, dahin begeben sich die beiden jungen Leute, und Perrin erkennt jetzt, daß er eine schwere Geldkassette in den Händen hält. Mit bebender Hand öffnet er sie; Rollen von Goldstücken blinken ihm entgegen.

„Ach, Perrin, ruft Lucie erfreut aus, jetzt bist du ein reicher Mann!“

Die jungen Leute fallen sich um den Hals und vergießen Freudenthränen. Hand in Hand gehen sie zum Dorfe zurück, geraden Wegs zu Luciens Vater.

Auf einmal bleibt Perrin stillstehen. „Lucie, sagt er betreten, gehört denn aber das Geld unser? Ohne Zweifel ist es das Eigenthum eines Reisenden — er ist vom Markte zurückgekehrt — und hat es hier verloren! Wer weiß, ob der arme Mann nicht in diesem Augenblicke untröstlich ist über den Verlust.“

„Ach, Perrin, du hast Recht!“

„Der Arme ist vielleicht durch den Verlust ruiniert, und wir sollten damit unser Glück begründen, was der Zufall in unsere Hände gespielt?“

Nach vielem Hin- und Herschwanken beschloßen endlich die beiden jungen Leute, den Pfarrer des Orts um Rath zu fragen. Sie erzählten dem würdigen Manne ihre ganze Noth, den glücklichen Fund und ihre Bedenken, und dieser konnte die jungen Leute nur loben, daß sie der Ehrlichkeit ihre liebsten Wünsche geopfert. „Ehrlich währt am längsten, sagte der wackere Mann; wir werden den Eigenthümer des Geldes ausfindig machen, er wird euere Ehrlichkeit belohnen, und das Wenige, was ihr mit gutem Gewissen genießen könnt, wird euch mehr erfreuen, als wenn ihr das ganze Geld behieltet und euch lebenslang sagen müßtet, euer Glück durch einen Diebstahl gegründet zu haben. Was aber euere Heirathsangelegenheit betrifft, so rechnet auf mich; ich verschaffe euch die Einwilligung euers Vaters!“

Der Pfarrer ließ nun überall in allen Zeitungen bekannt machen, daß hier Geld gefunden worden sei; aber Niemand meldete sich als Eigenthümer der 6000 Gulden — denn so viel enthielt die Geldkassette.

Unterdessen fand sich Gelegenheit, ein hübsches Bauerngut zu pachten; der Pfarrer erlegte selbst die nöthige Caution, und Luciens Vater gab seine Einwilligung zur Heirath. Zwei Monate darauf waren Perrin und Lucie glückliche Eheleute. Perrin war arbeitsam, Lucie eine gute Wirthin; sie zahlten ihren Pacht regelmäßig, lebten genügsam und waren glücklich mit dem, was sie hatten.

So waren zwei Jahre vergangen und Niemand hatte das Geld zurückgefordert; der gute Pfarrer ging zu den jungen Eheleuten und sagte: „Meine Kinder, hier bringe ich euch das gefundene Geld. Es darf nicht unbenutzt liegen bleiben; wenn ich euch rathen soll, so kauft ihr damit das Gut, das ihr gepachtet habt, und wenn der rechte Eigenthümer einmal wieder kommt, so könnt ihr ihm das Geld jeder Zeit wieder zurückgeben.“

Der gute Rath ward willig befolgt, und Perrin und Lucie hatten nun nur die einzige Sorge, wie sie einander recht glücklich machen könnten. Zwei liebe Kinder vermehrten ihr Glück, und wenn Perrin Abends vom Felde heimkehrte und